

Daniel Weidner · Sigrid Weigel (Hg.)

Benjamin-Studien 3

Daniel Weidner · Sigrid Weigel (Hg.)

Benjamin-Studien 3

Wilhelm Fink

Die Drucklegung dieses Werkes wurde unterstützt mit den Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter den Förderkennzeichen 1UG0712 und 01UG1412.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2014 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)
Internet: www.fink.de

Lektorat: Bettina Moll, Berlin; www.texttiger.de
Satz: Tilo Lothar Rölleke, Berlin
Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5782-0

SABINE SCHILLER-LERG

In der Aura ihrer Aktualität Walter Benjamins Interviews und Mediengespräche

Wir dagegen fragen allerdings handfest. Aber von Antworten werden nur die dreimal gesiebten durchgelassen. Präzise und klare Antworten, in denen nicht nur der Sachverhalt, sondern die Haltung des Sprechenden durchsichtig ist. Soweit Herr Keuner. (GS II, 664)

Im journalistischen Kontext sind die Schriften Walter Benjamins keine übliche Referenz. Die Information, die im Journalismus die gültige Währung ist, deren Kurs sich nach Aktualität, Attraktivität und Exklusivität richtet und deren Gebrauchswert nach »Neuigkeit, Kürze, Verständlichkeit« (GS I, 610) taxiert wird, hat für Benjamin keinen Wert. Er spricht ihr jede Anlage auf Nachhaltigkeit ab (GS II, 445). Dennoch besteigt Walter Benjamin mit seinen Beiträgen für Zeitung, Zeitschrift und Rundfunk die »journalistische Lokalbahn«, ebenso wie er den »literarischen Fernverkehr« (GB III, 253) für seine publizistische Strategie zu nutzen weiß, und dabei hat er auch Interviews und Gespräche im Gepäck.

Journalistische Interviews und Gespräche sind eine spezielle Herangehensweise, deren Impetus an einer Vermittlung des Dialogs durch indirekte Partizipation des Publikums ausgerichtet ist. Diese Darstellungsform lebt, wenn sie nicht direkt übermittelt wird, von ihrer schriftlichen Wiedergabe.¹ Für diese Aufgabe sieht Benjamin den Journalisten als Autor mit einer »gestaltende[n], formende[n], umbildende[n] Kraft« (GS II, 673) ausgestattet. Er ist Berichterstatter und mit seinem Erfahrungspotenzial jenem Erzähler verwandt, mit dem »die Kunde von fernher kommt« (444). Im Unterschied zu der pädagogischen Nuancierung seiner Rundfunkarbeiten haben Benjamins Mediengespräche einen ritualisierten und inszenatorischen Charakter. Mit diesen auf Gesprächen basierenden Artikeln kann er Mitte bis Ende der 1920er-Jahre seine publizistische Präsenz in der *Literarischen Welt* (LW) dokumentieren und sich in der kulturjournalistischen Szene ausweisen. Sie gehören zu den kommunikativen Medienarbeiten, die sowohl einem mündlichen als auch einem schreibenden Produktionsprozess verpflichtet sind. Mit der schriftlichen (Re-)Inszenierung seiner Interviews gelingt es Benjamin, die Spannweite journalistischer Anforderung und erzählerischer

1 Die Möglichkeit der Bearbeitung und Montage von Interviews in Hörfunk und Fernsehen entspricht der Autorenleistung einer schriftlichen Wiedergabe.

Technik auszuloten, um sie passgenau zusammenzuführen und Aktualität mit Erlebtem zu verschmelzen. Die Autorität, die Benjamin für den traditionellen Erzähler aus dessen Erfahrungstiefe ableitet, nimmt er in der Konstellation der wiedergegebenen Begegnung auch für sich in Anspruch (438).² Interviews im Allgemeinen nehmen den gesamten kommunikativen Prozess auf: Ein Zweiergespräch, unter dem Vorzeichen einer Veröffentlichung geführt, wird im Anschluss allein aus der Sicht des Journalisten vom mündlichen Austausch in eine schriftliche Form transformiert. Dieser Struktur, die alle medientypischen Bedingungen und ihre Komponenten berücksichtigen muss, gilt es bei Benjamin nachzugehen.

Wie wird das dialogische Prinzip, das Benjamin in seinen Rundfunksendungen konsequent anwendet und das generell für jedes Interview geradezu formgebend ist, zu einem tauglichen Schema der gedruckten Vermittlung? Kann die schriftlich fixierte Form Aufschluss darüber geben, wie Benjamin seine Interviews geführt hat? Eine geplante Begegnung mit dem Ziel, Fragen und Antworten gegeneinander zu halten, birgt für Benjamin einen besonderen Erlebnis- und Erkenntniswert. Er ist die Matrix für die authentische Situation. Im Interview kann Benjamin einer breiten, aber auch spezialisierten Öffentlichkeit eine Gedankenwelt, die für sich selber spricht, präsentieren, deren Deutung zudem nicht zwingend ist.

Die Dinge in der Aura ihrer Aktualität zu zeigen, ist mehr wert, ist weit, wenn auch indirekt, fruchtbarer, als mit den letzten Endes sehr kleinbürgerlichen Ideen der Volksbildung aufzutrumphen. (GS IV, 449)

Basierend auf dieser Prämisse lassen sich Walter Benjamins Mediengespräche nach aktualitätsbezogenen Interviews einerseits und *Vor-Ort-Gesprächen* andererseits typisieren. Die journalistische Praxis sowie Benjamins taktisches Vorgehen stehen dabei im Fokus. Wenn Benjamin das Interview benutzt, offenbart er in den Antworten die Haltung, die Einstellung des jeweiligen Partners. Einer informierenden Aktualität dagegen entzieht er sich lieber, um stärker narrative Komponenten nutzen zu können, um eben nicht »die alte Genauigkeit in Handlung, Ortsbeschreibung und Zeitenfolge« (GS II, 1284) zu demolieren.

Kein journalistisches Genre ist derart in einen performativen Prozess eingebunden wie das Interview und das Mediengespräch mit seiner Atmosphäre, dem Ineinandergreifen von Frage und Antwort in ihren inszenatorischen Ritualen und rhetorischen Finten.³ All das gehört zum stilistischen Besteck Benjamins. Die

2 Vgl. auch Alexander Honold: »Erzählen«, in: Michael Opitz/Erdmut Wizisla (Hg.): *Benjamins Begriffe*, Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 2000, S. 363.

3 Erika Fischer-Lichte: *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld (transcript) 2012.

wörtlich übernommenen Ausführungen beider Gesprächsteilnehmer verstärken den Eindruck einer erlebbaren Realität, sie erscheinen als verschrifteter Originalton und erhalten so als Zitate ihre Autorität und die Aura von Authentizität. Dennoch dienen sie allein einer narrativen Konstruktion des Autors.⁴ Er ist der glaubwürdige Zeuge einer Begegnung, die dem Urteil der Leser anheimgestellt wird. Benjamin braucht folglich für ein solches Konzept eine verlässliche Gesprächsführung.

Viel ist angeboren, aber viel tut das Training. [...] Denn, was auch in der großen Verhandlung das Wichtigste ist, lernt er nur so: die Freude am Verhandeln, die bis zur sportlichen Freude am Partner geht, die große Fähigkeit, für einen Augenblick das Ziel aus den Augen zu lassen [...] und endlich und vor allem: Liebeswürdigkeit. Nicht die weichende, plane, bequeme, sondern die überraschende, dialektische, schwungvolle, die, ein Lasso, mit einem Ruck sich den Partner gefügig macht. (GS IV, 350)

Den Effekt dieser Technik kann Benjamin mehrfach erfolgreich erproben und die Methode seiner Fragetechnik erweist sich immer dann als erfolgversprechend, wenn er die dahinter liegende Taktik offenlegt und den Leser an seinen Zielen und Absichten teilhaben lässt. Dieser transparente Stil einer Anschaulichkeit ist für seine gesamte Medienarbeit charakteristisch.

1. Gegen Boulevard und Konvention (Anne May Wong)

»Meine Fragen waren das laue Bad«, heißt es gleich zu Beginn seines Berichts über die Begegnung mit *Anne May Wong* (GS IV, 523). So wie sich Wong präsentiert, personalisiert als *Eine Chinoiserie aus dem alten Westen*, akzeptiert Benjamin ihre Inszenierung und transformiert sie mit anverwandelter Bildlichkeit.

Aus Frage und Antwort macht sich May Wong eine Schaukel: sie legt sich zurück und taucht auf, versinkt, taucht auf, und ich komme mir vor, als gäbe ich ihr von Zeit zu Zeit einen Stoß. Sie lacht, das ist alles. (525)

Zugleich liegt in dem Bild des Anstoßens das Hin und Her einer leichtgängigen Konversation. Alle konventionellen Fragen einer Interviewroutine verändern sich mit dieser Dynamik. Das laue Bad meint dezentes Fragen, das zwar ein Interesse

⁴ Manfred Voigt: »Zitat«, in: Opitz/Wizisla (Hg.): *Benjamins Begriffe* (Anm. 2), S. 826. Voigt macht darauf aufmerksam, dass der aktive Teil nicht allein das Zitat ist, sondern der Zitierende, der auch außersprachliche Zwecke verfolgt.

der Leser mitführt, aber eher nebenbei stattfindet, behutsam, fast konspirativ, als wolle der Frager signalisieren, Wong sei sicher vor Indiskretion, verbaler Zugänglichkeit oder einfach auch vor konventionellen Stereotypen.

Die Frage ist im Interview und Mediengespräch der zentrale Mechanismus. Ihr wird ein rhetorischer Auftritt bereitet, der Aufmerksamkeit binden soll. In der Frage wird die Form selber Inhalt. Die Vielfalt ihrer zielgerichteten Gestaltung steht für das angestrebte Ergebnis einer aussagestarken Antwort. Sie wiederum ist der Originalton, dem seine Eignung als Zitat beigegeben sein muss. Erst in Relation zur Frage erscheint die Antwort präzise, pointiert und klar oder ausweichend und verschwommen. Benjamin lenkt das Interesse bewusst auch auf sich als Frager. Seine Fragen, die er wörtlich in die spätere verschriftete Form übernimmt, sind seine Art sich zu inszenieren. Er gibt seine Führung zu erkennen. Er hält die Schaukel in Schwung und kann mit der Frage die thematischen Aspekte und die Nachdrücklichkeit des Gesprächs vorgeben oder verändern.

Anne May Wong, ein amerikanischer Filmstar, gerade 23 Jahre alt, hält sich zu Dreharbeiten ihres neuen Films *Schmutziges Geld* (1928) in Berlin auf.⁵ Auf den ersten Blick also ein altbekanntes Sujet des Boulevards, das mit Routine alle konventionellen Erwartungen bedienen könnte. Das Interview wäre Quelle für »Stadtklatsch«, mit jener »eigene[n] billige[n] Eleganz, die für das Feuilleton so bezeichnend« (GS I, 529) ist. Aber Benjamin bürstet die Situation gegen den Strich, die kleine Pressekonferenz, die anderen anwesenden Journalisten, darunter auch der Pressezeichner B[enedikt]. F[red]. Dolbin,⁶ ebenso wie ihre Fragen und ihr »unnützes Geplauder«. Wongs Antworten nimmt Benjamin auf, ergänzt sie mit eigenen Einlassungen, reflektiert die Inszenierung der Schauspielerin in seiner eigenen. Von ihrem Glanz und Glamour lässt er sich nicht blenden. Er möchte die junge Frau vorstellen, nicht den Star in seiner Attitude, sondern das »brave, gesunde Mädchen«, dem die Rolle einer Mutter lieber ist als die der Flatterhaften, und sie zugleich einbetten in die bildhaft exotische Sprache ihrer eigentlichen Herkunft. So verweist das assoziative Spiel mit ihrem fremd klingenden Namen als Einstieg in seinen Bericht indirekt auf Wongs Pseudonym, ohne es zu lüften. »May Wong – der Name klingt farbig gerändert, markig und leicht wie die winzigen Stäbchen es sind, die in einer Schale Tee sich zu mondvollen duftlosen Blüten entfalten.« (GS IV, 525)⁷

Natürlich ist es auch Benjamins Ziel möglichst viel Persönliches über May Wong zu erfahren, jedoch nicht aus voyeuristischem Interesse, sondern in der Hoffnung, dass sich daraus ihr Denken und Handeln von selbst erklären ebenso wie ihre Schauspielkunst. Eine These, die Benjamin später als Theorie

5 *Schmutziges Geld*, Regie Richard Eichberg, Uraufführung 21.08.1928 in Berlin.

6 B. F. Dolbin (1831–1971) illustriert den Artikel Benjamins mit einer Zeichnung von Wong.

7 Eigentlich: Wong Liu Tsong (03.01.1905–02.02.1961).

des Erzählens entwickelt, stellt er hier praktisch auf die Probe. »Es ist nämlich schon die halbe Kunst des Erzählens, eine Geschichte, indem man sie wiedergibt, von Erklärungen freizuhalten.« (GS II, 445) Einem »Verzicht auf psychologische Schattierung« jedoch, wie er ihn im Kapitel VIII seines Erzähleraufsatzes empfiehlt (446), kann er in dem Wong-Artikel nicht ganz nachkommen. »Ihr Weinen ist unter Kollegen berühmt. Man fährt nach Neubabelsberg heraus, um es zu sehen. Nun errate ich schon, dass ihr ungetrübtes, heiteres Sichgeben nicht trügt, und dass, je inniger ihre Vorliebe für das Traurige, desto ausgeglichener und heiterer ihr Alltag ist.« (GS IV, 524)

Auch dem journalistischen Effekt eines *Human Touch* versagt er sich bei diesem Bericht nicht und führt die emotionale Komplexität von Fremde und Verlassenheit mit einem Satz in die Aktualität.

Die beiden [Wong und ihre Schwester] sind ganz allein von Amerika herübergekommen, und als sie auf dem Hamburger Bahnhof standen, blieb ihnen nichts übrig, als aufzuhorchen, in welcher der vielen Gruppen das Wort »Berlin« fiel und der zu folgen. So verlassen waren sie noch. Inzwischen ist das Gegenteil ihre Sorge geworden. (ebd.)

Am Ende nimmt Benjamin dann doch ein bisschen Glamour zu Hilfe, denn wie bei jedem Interview mit einem Prominenten fällt ein wenig vom Flair der Attraktivität auch auf den Interviewer, der allem so nah kommen darf und der als Stellvertreter seiner Leser dafür steht, womit diese sich identifizieren: »Ich weiß, ich werde sie wiedersehen, in einem Film, der dem Gewebe unserer Zwiesprache ähnlich sein möge« (527).

Die typischen Fragen aus der Konvention, wie sie zum Boulevard gehören, etwa wie Wong zum Film kam, wie sie ihre Rollen vor dem Spiegel probe, nach ihrem Lieblingskleid, einem Vorbild, ihrem Umgang mit freundlichen und unfreundlichen Kritiken stehen im Raum, aber wir wissen nicht, ob Benjamin eine von ihnen gestellt hat, denn keine davon ist zitiert belegt. Vielleicht hat er für den Artikel eine Auswahl seiner Fragen getroffen, die er explizit offeriert und in ihrer strategischen Absicht transparent macht: »Lieben die Chinesen den Film? Gibt es chinesische Regisseure? Filmt man in China?« Antworten, die er auf diese Weise gewinnt, weisen weit über die Konvention hinaus und lassen sich mit eigenen kenntnisreichen Ausführungen zu einer Art Zwiegespräch zusammenführen (525). Asiatische Kultur mit ihrem exotischen Reiz erfreut sich in der Weimarer Republik großen Interesses.⁸ Benjamin kennt chinesische Novellen, zum chinesischen Theater hat er eine Rundfunksendung für Kinder gemacht (GS VII, 226)

8 Vgl. Essad-Bay: »Die indische Literatur der Gegenwart. Gespräch mit Frau Naidu, der ›indischen Nachtigall«, in: *LW* (1928) 43, S. 1.

und auch in diesem Artikel über Wong flicht er Zitate aus der chinesischen Literatur ein, wie sie zuvor im Gespräch gefallen sein könnten. Dann mögen sie, ähnlich wie das laue Bad der Fragen, der Annäherung und Beziehung zwischen Benjamin und seiner Interviewpartnerin gedient haben. Einige könnte er auch erst später in seine schriftliche Wiedergabe implantiert haben als eine dezente intellektuelle Selbstinszenierung, allzumal in Abgrenzung zu anderen, allein auf verwertbare Informationen fokussierte Journalisten.

2. Aktualität und Akteure (Crémieux, Bragaglia, Granowski, Schoen,⁹ Benjamin¹⁰)

Für aktuelle Anlässe, wie etwa Besuche prominenter Persönlichkeiten in der Stadt, bietet sich das Interview als besondere Mitteilungsform an. Die Nähe zu den Akteuren einer weitgefassten kulturellen Szene, ihren aktuellen Aussagen und die direkten schnellen Informationen sind der publizistische Mehrwert dieses Formats. Damit empfiehlt es sich seinerzeit in der *LW* für die Titelseite.¹¹ Ein medienwirksamer Auftritt hat darüber hinaus für die Interviewten und den Interviewer selbst einen nicht zu unterschätzenden Effekt, der sich mit der Aktualität verstärkt.

Den aktuellen Bezug verleugnet Benjamin in keinem seiner Interviews. Wir wissen allerdings nicht, zu welchem dieser Interviews er direkt einen Auftrag erhalten hat und welche er eigeninitiativ führt oder ob sie sich zufällig ergeben haben und er ihre öffentliche Wirkung unmittelbar erkennt. Die Gesellschaftsnachricht aber, die sich als Zweck dieser Interviews aufdrängt, ist nicht Benjamins Sache; ein Persönlichkeitsporträt dagegen, möglicherweise sogar in Verbindung mit eigenen aktuellen oder prospektierten Arbeitszusammenhängen, entspricht durchaus seinem virulenten Interesse. Die überlieferten Interviews lassen vermuten, dass sich Benjamin seine Interviewpartner gezielt aussucht, aber er sieht sich auch selbstironisch in der Pressemeute auf der Jagd nach schneller, aktueller Beute:

9 Walter Benjamin: »Ein bedeutender französischer Kritiker in Berlin. Gespräch mit Benjamin Crémieux« (GS IV, 496); »Bragaglia in Berlin« (522); »Granowski erzählt« (518); »Gespräch mit Ernst Schoen« (548).

10 P-Ro: »Europäische und sowjetische Kunst« (GS VII, 879) sowie Detlev Schöttker: »Der Nachlass von Walter Benjamin«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 06.10.2010, Nr. 232, S. 4.

11 Walter Benjamin sieht bis 1930 die meisten seiner Interviews und Gespräche auf der Titelseite platziert. Von den fünf Gesprächen 1927 führt Benjamin vier. Im Jahr darauf teilen sich vorwiegend Benjamin und Essad-Bey Gespräche auf der Titelseite.

Gestern gab es eine Pariser Enklave in dem neuen Berliner Dasein. Es wurde ein welscher Literat abgefangen und interviewt. Dieses Jagdwild hört aber nachgerade auf, edel zu sein; sie kommen vielmehr in Scharen her um sich vor den armen Deutschen auszuquatschen. (GB III, 300)

Zur journalistischen Arbeitsweise Benjamins gehört es offenbar, dass er sich mit einer thematischen Agenda vorbereitet, die im späteren Artikel teilweise nachvollziehbar ist. Als 1927 *Ein bedeutender französischer Kritiker in Berlin* weilt, interessiert ihn an Crémieux¹² nicht dessen völkerverständigende Mission, sondern vielmehr seine eindeutige Stellungnahme zu der Frage, welche französischen Bücher am dringlichsten übersetzt werden sollten, und er schont seinen Unterredner nicht. »Diese Frage gefällt meinem Partner gar nicht.« (GS IV, 496) Der ausweichenden, unpräzisen Antwort setzt Benjamin in journalistischer Manier nach und lässt sie eben nicht durch das Keuner'sche Sieb¹³ fallen.

Auch der aktuelle Informationsbesuch des italienischen Theater- und Filmkünstlers Anton Giulio Bragaglia 1928 in Berlin ist Anlass für ein Interview. Walter Benjamin trifft ihn als Experten zu einem Thema, mit dem er selbst seit seinem Aufenthalt in Russland umgeht: die nationalen Unterschiede der Theaterpraxis (481). Außerdem – und das ist wieder ein journalistischer Coup – gibt er geschickt fragend mit Bragalias Expertenmeinung einer aktuell schwelenden Debatte um Erwin Piscator, die auch in der *LW* geführt wird, indirekt neue Nahrung.¹⁴ Die Information als Meinung führt ihre Plausibilität in sich und lässt sich zugleich mit autoritativem Gestus zu einem Appell rhetorisch aufwerten: »Deutschland hat allen Grund, auf die Versuche dieses ernsten, fanatischen, bis ins Utopische sich selber treuen Künstlers aufmerksam zu sein.« (523)

Ein anderer Theaterkünstler, mit dem Benjamin 1928 zu einer »Unterhaltung« zusammentrifft, ist Alexander Granowski. Die beiden sind sich schon einmal in Moskau begegnet und nun bietet sich anlässlich eines Berliner Gastspiels des Jüdischen Akademischen Theaters aus Moskau in Berlin die Gelegenheit für ein Interview – oder vielleicht doch für ein längeres Gespräch? Souverän legt Benjamin die persönliche Beziehung zu seinem Gesprächspartner offen, ungewöhnlich für ein Interview, in dem eine gewisse Distanz die Unabhängigkeit des Interviewers garantieren soll. Zwar ist das Treffen dem aktuellen Anlass zu verdanken,

12 Benjamin Crémieux (1888–1944), Schriftsteller und Literaturkritiker mit Schwerpunkt französischer und italienischer Literatur, war zeitweise auch diplomatischer Mitarbeiter des französischen Außenministeriums.

13 Vgl. das Motto, Anm. 1.

14 Das Stichwort Bragalias der »technische Überbau über dem unverletzten Text« bezieht sich auf die anhaltende Kritik um die Bearbeitung Piscators u. a. der Dramatisierung von »Die Abenteuer des braven Soldat Schwejk« durch Max Brod und Hans Reimann, aufgeführt an der Piscator-Bühne am 23.01.1928; vgl. *LW* (1928) 2, S. 7 sowie S. 3–4.

aber schon der Titel, den Benjamin seinem Artikel gibt, *Granowski erzählt*, zeigt, dass er anderes im Sinn hat. »Was ich damals [in Moskau] versäumte, verspreche ich mir durch verdoppelte Gewandtheit heut nachzuholen.« (518) Der Bericht-erstatte macht sich hier eine erzählerische Stimme und Stimmung zu eigen, um sich in lockerer Form in einem zweistündigen Gespräch über Theatertheorien, Traditionen und neue Entwicklungen auszutauschen. Einige von Benjamins Interviews geben folglich selbst in ihrer Aktualität und journalistischen Einengung ganz gezielt der Freiheit des Gesprächs wieder Raum.

Einer besonderen Variante des Interviews, die in der Presse und schnell auch im Rundfunk gebräuchlich wird, haftet der *haut-gout* der Gefälligkeit an, umso mehr, wenn damit ein aktueller Anlass verknüpft werden kann. Das *Gespräch mit Ernst Schoen* (548) ist ein solches Interview. Ernst Schoen hat 1929 gerade seine neue Position beim Frankfurter Rundfunk übernommen und erhält nun im Gespräch mit Benjamin die Gelegenheit, sich der Leserschaft der *LW* vorzustellen. Hilfreich von seinem Freund Benjamin eingeleitet, wirbt der »wichtige Mann beim Rundfunk« (GB III, 466) für seine Pläne und seine Programmphilosophie.¹⁵ Bei einem solchen Interview benötigen Fragen keinen eigenen Auftritt, sie genügen sich als Stichworte. Es zählen allein die prominent veröffentlichten Antworten.

Noch bevor Benjamin als Interviewer selber dieses journalistische Genre anwendet, hat er als Gesprächspartner die andere Seite des Interviews kennengelernt. Im Dezember 1926 wird er in Moskau für die *Večernjaja Moskva* (Moskau am Abend) befragt. Dreispaltig, auf einer halben Seite, wird der »berühmte Kunstwissenschaftler Dr. Walter Benjamin« angekündigt. Das Interview ist »sehr groß aufgemacht« (GS VI, 372), wie Benjamin hervorhebt, trotzdem ist er, wie die meisten Interviewten, nicht mit allen Antworten zufrieden, er ärgert sich über seine »unsichere und unpräzise Art« (ebd.). Zudem moniert sein Übersetzer und Begleiter, Bernhard Reich¹⁶ »überflüssige theoretische Auseinandersetzungen«, mit denen er sich »gefährliche Blößen gegeben« habe (313). Der Wissenschaftler, der mit diesem journalistischen Format nicht vertraut ist, verfängt sich leicht in theoretischer Ausführlichkeit, jeglicher Verkürzung misstrauend. Der »Reporter« (ebd.), der das Interview führt, paraphrasiert in seinem Artikel Benjamins Äußerungen ohne direkte Zitate, aber Benjamin scheint mit der Wiedergabe einigermaßen zufrieden, »es bleibt im ganzen doch nützlich, dass es erschienen

15 Ernst Schoen vermittelt Benjamin immer wieder Aufträge für den Rundfunk. Vgl. Sabine Schiller-Lerg: »Ein Freund überlebt. Erste biographische Einblicke in seinen Nachlass«, in: Klaus Garber/Ludger Rehm (Hg.): *global benjamin*, München (Wilhelm Fink) 1999 und dies.: »Ernst Schoen vertont sechs Gedichte von Christoph Heinle«, in: Tobias Robert Klein (Hg.): *Klang und Musik bei Walter Benjamin*, München (Wilhelm Fink) 2013, S. 131.

16 Bernhard Reich (1894–1972), Theaterregisseur und späterer Ehemann von Asja Lācis.

ist« (372). Den Nutzen sieht er zweifelsfrei in der öffentlichen Wahrnehmung seiner Person und den Möglichkeiten, die sich aus diesem Umstand ergeben könnten.

Bei einem zweiten Interview, das Benjamin ein Jahr später einem polnischen Journalisten in Paris für die Zeitschrift *Wiadomsci Literacki* (Literarische Nachrichten) gibt, ist er bereits geschickter und nutzt die öffentliche Darstellung, um selbst ausführlich auf sein neues Buch *Einbahnstraße* hinzuweisen, »das in Kürze erscheinen soll und ich habe den Eindruck, dass ich dieses Buch nicht hätte schreiben können, ohne in Paris zu sein«. Dabei ist der »vorzügliche[] Übersetzer« der eigentliche Anlass. »Proust auf Deutsch: Artur Prędski im Gespräch mit Walter Benjamin. Paris, im Oktober 1927«¹⁷ lautet der ausführliche Titel des Artikels, in dem Benjamin knapp und präzise Stellung nimmt zu seiner Proust-Übersetzung. Obwohl dieses Interview in einer Zeit erscheint, als Benjamin jede öffentliche Präsenz wichtig gewesen sein dürfte, erwähnt er es nirgends. Möglicherweise hat er nie erfahren, dass es erschienen ist, aber auch der Umstand des Interviews selber ist ihm offenbar keinen Hinweis wert. Der Information ist Genüge getan, eine nachhaltige Wirkung zweifelhaft.

Die Erfahrung als Interviewpartner ist für Benjamins eigene Mediengespräche nicht unerheblich. Als berichtender Erzähler oder erzählender Berichterstatter kann Benjamin zwar dem aktuellen Anlass als journalistischem Ausgangspunkt nicht ausweichen, aber er bewahrt sein eigenes literarisch changierendes Konzept vor einer Aktualitätshörigkeit. Die Informationen sind nur das journalistische Vehikel für eine Geschichte, keinesfalls sollen sie »gegen den Bereich ab[]dichten, in dem sie die Erfahrung des Lesers betreffen könnten« (GS I, 610).¹⁸ Diese Freiheit einer anschaulichen Gestaltung, eines Narrativs über das »pure An-sich des Geschehenen« (611) hinaus, lässt sich Benjamin nicht nehmen. Sie ist der letzte Schritt des performativen medialen Aktes, was in den ausdrücklichen Gesprächen noch deutlicher hervortritt.

3. Exklusivität und Eigeninteresse (André Gide)¹⁹

Am 24. Januar 1928 um 11.00 Uhr empfängt André Gide, der sich in Berlin aufhält, Walter Benjamin zu einem Interview in seinem Hotel am Potsdamer

¹⁷ Vgl. Anm. 10.

¹⁸ Diese medienkritische These Benjamins wird immer wieder auf ihre Bedeutung geprüft. Vgl. Kai Kauffmann: »Innovation und Konvention. Eine medien- und funktionsgeschichtliche Rekonstruktion der literarischen Großstadterfahrung«, in: Evelyn Schulz/Wolfgang Sonne (Hg.): *Kontinuität und Wandel*, Zürich (vdf) 1999 und Thomas Weber: »Erfahrung«, in: Opitz/Wizisla: *Benjamins Begriffe* (Anm. 2), S. 251.

¹⁹ Walter Benjamin: »André Gide und Deutschland« (GS IV, 497) und »Gespräch mit André Gide« (502).

Platz. Benjamin geht zunächst davon aus, er werde mit Gide ein Gespräch für die *LW* führen. Beim Eintreffen erfährt er von dem jungen Pierre Bertaux,²⁰ der das Treffen offenbar arrangiert hat, dass es auch als Interview in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung (D.A.Z.)* erscheinen solle.²¹ Bertaux selbst hält nichts von der nationalkonservativen *D.A.Z.* Als Publikationsort scheint ihm die *LW* besser geeignet, denn »si mediocre soit-elle, est tout de même le lieu d'une interview de ce genre« (GS VII, 618). Das bedeutet, zwei Versionen »différemment« werden erwartet.

Während der Artikel in der *LW* erst Mitte Februar erscheint, bringt die *D.A.Z.* Benjamins Interview aktuell am 29.01.1928, denn an diesem Sonntagvormittag sitzt André Gide in der Loge des Deutschen Künstlertheaters und wird nach der szenischen Aufführung von *Der verlorene Sohn* in der Übersetzung von Rainer Maria Rilke gefeiert.²² Dieser publizistische Zusammenhang ist gewiss nicht zufällig, obwohl er weder von Benjamin noch in den Aufzeichnungen von Pierre Bertaux erwähnt wird, der bei dem Gespräch Gides mit Benjamin anwesend ist. Er protokolliert es, möglicherweise um für Gide selbst dessen Aussagen festzuhalten.²³ Eine ungewöhnliche Situation für ein Interview, doch damit ist ein Blick von außen auf die beiden Gesprächspartner überliefert.

Die Begegnung mit Gide ist für Walter Benjamin ein außergewöhnlicher Moment. Im gesamten Kontext seiner durchaus ambivalenten Beziehung zu Gide kommt der Wiedergabe des Interviews eine erhebliche Aussagekraft zu.²⁴ Welche Bedeutung hat aber gerade die mediale Perspektive in dieser Situation, unter deren Vorzeichen die Unterhaltung steht, wahrscheinlich für Gide sogar der Anlass ist, Benjamin überhaupt zu empfangen?

Die Exklusivität eines Interviews, generell eine journalistische Auszeichnung, ist auch für Benjamin besonders wichtig. »In den letzten Tagen hatte ich eine große Freude. André Gide war in Berlin und hat, als *einzigsten* deutschen Publizisten, mich empfangen und mir eine *zweistündige* Unterhaltung gewährt, die

20 Pierre Bertaux (1907–1986) studierte in Berlin Germanistik. Sein Vater, Félix Bertaux, war mit Benjamin bekannt.

21 Pierre Viénot (1897–1944), Gründer eines deutsch-französischen Studienkomitees, war als Verständigungspolitiker in Berlin aktiv. Er intervenierte laut Pierre Bertaux gegen eine alleinige Veröffentlichung in der *LW*. »Je descends le [Benjamin] chercher, je le ramène, je lui explique le truc de la *Literarische Welt* et de la *D.A.Z.*« (GS VII, 618).

22 Vgl. Sabine Schiller-Lerg: *Walter Benjamin und der Rundfunk. Programmarbeit zwischen Theorie und Praxis*, München (K. G. Saur) 1984, S. 493.

23 Eine Druckfreigabe von Interviews war nicht üblich, sodass ein solches Protokoll auch für ein späteres Überprüfen der Zitate dienen mochte.

24 Chryssoula Kambas: »Indem wir von uns scheiden, erblicken wir uns selbst. André Gide, Walter Benjamin und der deutsch-französische Dialog«, in: Lorenz Jäger/Thomas Regehly (Hg): *Was nie geschrieben wurde, lesen*, Frankfurter Benjamin-Vorträge, Bielefeld (Aisthesis) 1992, S. 132.

ungeheuer interessant war«; Benjamin gibt daraufhin einen Tag nach Erscheinen des ersten Artikels in einem Brief an Gershom Scholem seine persönliche Rückschau als Gegenfolie zu einem »freilich sehr für die Öffentlichkeit zensierten Bericht« in der *LW* (GB III, 325 f.).

Was Du daraus kaum ersehen wirst, ist, dass das Gespräch wundervoll war und was es bedeutet. Gide lässt sich nämlich auch in Frankreich nicht sprechen. Er hat mich während dieser Unterhaltung zwei, drei Mal gebeten, noch zu bleiben und mir, und später noch Dritten, gesagt, wie erfreulich ihm unsere Begegnung gewesen sei. Auf Gides besonderen Wunsch, der seine *conférence*, derentwegen er hergekommen war, nicht gehalten hat und sich irgendwie sonst halboffiziell den Leuten vorstellen wollte, habe ich neben der großen Darstellung des Gesprächs ein Interview für die *Deutsche Allgemeine Zeitung* (Gide wollte aus gewissen Gründen gerade dieses Blatt) geschrieben, das heute erschienen ist. Ich hoffe, dass dieses Gespräch meine Position in Paris [...] sehr verbessern wird. (Ebd.)

Walter Benjamins Unterscheidung zwischen Gespräch und Interview ist hier deshalb bemerkenswert, weil er mit beiden Begriffen eine eindeutige Qualifizierung vornimmt. Er differenziert in diesem Fall nicht einfach nur quantitativ, aufgrund des Publikationsortes, sondern bereits medientypologisch in der Ausrichtung auf einen informatorischen Charakter einerseits und auf einen erzählend berichtenden andererseits. Der Tageszeitung, die der Aktualität und politischen Information mehr verpflichtet ist als eine Literaturzeitschrift, wird eine andere Form zugestanden. Vor allem aber sind die Voraussetzungen für ein Gespräch andere als für ein Interview, weshalb diese Unterscheidung auch als publizistische Inszenierung gesehen werden muss. Das Interview ist asymmetrisch angelegt, der Journalist, der meistens auch das Thema vorgibt, fragt, während vom Interviewpartner zitierfähige Antworten erwartet werden. Der informative Charakter bestimmt das Interview, eventuell ergänzt mit einigen wenigen Erklärungen zu Person oder Thema.²⁵ Der Interviewer tritt zurück und überlässt dem Antwortenden den Vortritt. Dennoch will er mit dem Lasso der ersten Frage die Führung behalten. Das Funktionale hat Priorität. Im *Gespräch mit André Gide* ist genau das nicht Benjamins Intention. Öffentlich gilt es folglich, nicht weniger als in der privaten Korrespondenz, bei allen Vorbehalten einen intimen Gesprächscharakter zu dokumentieren.²⁶

25 Ein geformtes Interview, der wechselseitige Abdruck von Frage und Antwort, benutzt Benjamin nie, obwohl es bereits gebräuchlich ist.

26 Den Interviewcharakter betont Benjamin allenfalls unterschwellig, wenn er von »vernehmen« spricht (GS IV, 500). Zur Entstehung des Interviews aus der Gerichtsberichterstattung vgl. Michael Haller: *Das Interview. Ein Handbuch für Journalisten*, Konstanz (UVK) 1997.

Denn das Gespräch, zwischen zwei oder mehreren Partnern geführt, kann sich, auch als mediale Form, auf seine freie Entfaltung berufen, auf einen Austausch von Meinungen und Erfahrungen, auf Einwände, mögliche Missverständnisse, eben auf das Lebendige, mit dessen Rhythmik »die allein wahre Wirklichkeit sich ins Gespräch drängt« (GS II, 621). Bei einem solchen Gespräch ist nicht allein die Aussage von Belang, sondern der Kontext, in dem es geführt wird. Die Stimmung und die Beziehung der Gesprächspartner benutzt Benjamin in seinen Berichten als differenzierendes Kriterium zwischen Interview und Gespräch. Auch wenn er zumeist beide Begriffe, wie auch heute noch gebräuchlich, synonym verwendet²⁷ und – mit Ausnahme dieses Falls – Gespräch und Interview nicht präzise auseinanderhält, muss dennoch berücksichtigt werden, wann es sich um ein reines Interview handelt und wann er sich auf ein Gespräch einlässt und hofft, dass auch der Gesprächspartner dazu bereit ist. Eben das ist auch die Erwartung bei seinem Gespräch mit André Gide.

Das Interview, eine Form, die Diplomaten, Finanziers, Filmleute sich geschaffen haben, ist auf den ersten Blick nicht die, in der ein Dichter, [...] sich zu erkennen gibt. Sieht man genauer zu, so steht es doch anders. Rede und Antwort artikulieren wie Schlaglicht das Gidesche Denken. (GS IV, 502)

Walter Benjamin spricht hier bezeichnenderweise von einem Interview als Instrument der Nachricht, nicht der Vermittlung. Zweifellos war auch dieses Gespräch nach der gesamten Inszenierung und Organisation so angelegt. In dieser klarsichtigen Differenzierung macht sich folglich Benjamins Enttäuschung Luft, dass es keine Möglichkeit gegeben hat, auch nur einen Themenaspekt in seinem Sinn zu vertiefen, dass es bei Schlaglichtern geblieben ist. Mit dem Bild einer Festung, eines »Forts«, sinntragend für die komplexe Gedankenwelt Gides, benennt Benjamin zugleich die Gefahr einer Verweigerung bei bedrängender Nähe.²⁸ Er hat die abgesteckten Grenzen seines Interviewpartners durchschaut und riskiert keine Abschottung. »Gide ist eine durch und durch dialektische Natur mit einem fast beirrenden Reichtum von Vorbehalten und Verschanzungen. Diesen Eindruck, den schon das Werk auf seine Weise gibt, steigert die mündliche Rede bald ins Großartige bald ins Problematische.« (GB III, 332) Die legendäre Bescheidenheit des Dichters im Umgang mit Ruhm verdeckt seine öffentlichkeitswirksame Strategie. Er sei ein »unbequemer Unterredner im Gespräch – scheu und wild zugleich« (GS IV, 499), womit umschrieben ist, dass er mit den Risiken eines Interviews umzugehen versteht, mit ausschweifender Rede reagiert und mit

27 Ebd.

28 Im Nachdruck (GS IV, 502) ist der Druckfehler aus der *LW*, »Weiterung« anstelle der sinngemäßen »Weigerung«, übernommen worden.

vielsagenden Anekdoten abzulenken bemüht ist, in jedem Fall die Richtung vorgibt, der zu folgen ist.

Einige Monate zuvor hat Benjamin einen vergleichbar schwierigen und unbequemen Politiker befragt: Georges Valois,²⁹ ausgestattet mit der »Tugend des politischen Menschen, ein jedes Wort auf seinen Eindruck, jede Bewegung auf die Wirkung zu berechnen« (487), taktiert mit Verschlossenheit. Benjamin muss insistieren, um konkrete Antworten zu erhalten, provozieren, nachsetzen, fast investigativ bohren, aber keine Antwort taugt als Zitat, der Berichterstatter muss referierend selber in die Bresche springen und zusammenfassen. Der daraus entstandene Beitrag *Für die Diktatur. Interview mit Georges Valois* trägt als einziger den bezeichnenden Terminus im Titel. (Ebd.)

Die taktischen Ausweichstrategien von Valois sind denen von Gide entgegengesetzt. Ist der eine eher zugeknöpft, dominiert der andere mit langer Rede. Während Benjamin die eindeutige Rolle als Interviewer bei Valois gerade recht ist, um seine offensive Taktik zu legitimieren, greift sie bei Gide viel zu kurz. Hier ist Benjamin damit konfrontiert, die eigene Rolle zu finden und sich behaupten zu müssen. Gide scheint die Situation und den Ablauf des Treffens in seinem Sinn – als Interview – vorausgeplant zu haben. In dem jungen Schriftsteller Benjamin, der zwar als literarischer Übersetzer ausgewiesen ist und mit Verve in die französische Literaturszene drängt, sieht er offensichtlich nur den Medienvertreter für eine deutsche Öffentlichkeit, wenn auch einen fachkundigen. Aber Gide leistet der Illusion eines Gesprächs mit aller rhetorischen Gelenkigkeit Vorschub. Benjamin ist nicht in der Position, die Schaukel anzustoßen, aber er durchschaut die Strategie und in dem Moment, in dem die Gestaltungsmacht wieder allein in seinen Händen liegt, bei der Verschriftung, dekuviert er Gides Verhalten mit unterschwelliger Ironie und Doppeldeutigkeit.

Der Selbstinszenierung in einer koketten Attitüde des angeblich scheuen Dichters räumt Benjamin in dem *LW*-Artikel viel Platz ein und überlässt sie dem Urteil der Leser. Der »große Franzose« hat sich auf der Stufe eines Erkers platziert.

[E]inen braunen Foulard um den Hals und die Hände über den Teppich ausgreifend oder gesammelt ums Knie geschlungen, ist er sich selber Frager und Sprecher genug. Ab und zu fällt sein Blick aus der deutlichen Hornbrille auf mich, wenn eine der seltenen Fragen sein Interesse erregt hat. (502)

Gide bestimmt die Szene mit seinen Ausführungen. Es ist eine Herausforderung für jeden Journalisten, die Balance zu halten zwischen gewichtigen Aussagen eines prominenten, noch dazu viel älteren Gesprächspartners und dem eigenen

29 Georges Valois (1878–1945) nationalistisch-faschistischer Politiker und Journalist aus dem Umfeld von George Sorel und Charles Maurras.

Gesprächskonzept. Im Gegensatz zu dieser szenischen Beschreibung wird im *D.A.Z.*-Interview das distanzierte und selbstgefällige Auftreten Gides *en passant* zum greifbaren Bild. »Man fühlt, er ist gewohnt im Hofstaat der Ideen sich zu bewegen. Von dorthier, von dem Umgang mit Königinnen, die leise Intonation, das zögernde und doch gewichtige Spiel der Hände, der unauffällige Blick seiner Augen.« (499) Dass letztlich ein bewundernder Tenor die öffentliche Darstellung einer vorgeblich erfolgreichen Begegnung beherrscht, ist zweifellos diplomatisch.³⁰ Denn Benjamins Interesse an einer Fortsetzung des Dialogs in anderen Zusammenhängen bleibt unverkennbar.

Auch mit dem ausdrücklichen Wunsch Gides, bestimmte Aussagen nicht zu veröffentlichen, wird abermals die Form eines vertraulichen Gesprächs unterstrichen, gleichzeitig auch deutlich gemacht, wer die Macht über die Inhalte hat. »Da er ziemlich rückhaltlos über alle literarischen Dinge sprach, die wir berührten«, entschuldigt Benjamin Gides Verhalten in seiner Korrespondenz, jedoch andererseits »seine Stellung in Frankreich so exponiert ist, ließ unser Gespräch sich nur sehr bruchstückweise wiedergeben und vieles Wesentliche musste ich für meine persönlichen Notizen zurückhalten« (GB III, 331). Die Forderung nach einem *off the record*, wie es heute heißt, ist für jeden Journalisten heikel, weil er einerseits der Vertraulichkeit verpflichtet ist, andererseits den Erwartungen seines Mediums gerecht werden muss und ein »für die Öffentlichkeit zensierte[r] Bericht« (325) mit seinem »Standesgefühl« (GS II, 673) nicht vereinbar ist. Darin denkt selbst Walter Benjamin eindeutig als Journalist. In der Situation jedoch verhält er sich als Gesprächspartner, denn während einer »fesselnden Unterhaltung« (GB III, 331) sind Notizen nach Journalistenart schlechterdings nicht angemessen.³¹

Papier und Bleistift mussten beiseite bleiben, und wenn die folgenden Worte authentisch sind, so danken sie es der Schärfe der leisen, begeisterten Stimme, von der sie kamen. Kaum eine der Fragen, die mehr aus der Routine denn aus Anteil in einem Interview gewöhnlich auftauchen, hatte ich Gide zu stellen. (GS IV, 502)

Gide verlangt die ganze Aufmerksamkeit. Benjamins Fragen werden allenfalls *gewagt* oder als Stichworte *eingeworfen*, treffen im glücklichsten Fall auf einen Gedanken Gides. Auf eine Frage, die wahrscheinlich doch journalistischer Konvention geschuldet ist, vielleicht auch dem Interesse des literarischen Stadttheoretikers, hält Benjamin Gides Antwort in seinen späteren Privatnotizen fest:

30 Vgl. Kambas: »Indem wir von uns scheiden, erblicken wir uns selbst« (Anm. 24), S. 144.

31 Es ist auch denkbar, dass Gide Aufzeichnungen ablehnte. Benjamins Notizen scheinen nicht während des Gesprächs entstanden zu sein. Sie sind zweisprachig abgefasst.

»Auf Reisen ziehen ihn in einer Stadt am meisten an: öffentlicher Garten, Markt, Kirchhof, Gericht (Souvenirs de la cour d'assises)«. ³² Sie finden in keiner Ausformulierung Platz, obwohl das klassisch journalistische Verfahren, biographische Ankerpunkte, persönliche Einstellungen und Vorlieben mit Werkbezügen und ihren Einflüssen zu verknüpfen, die Folie für beide zielgruppenorientierte Artikel Benjamins bietet.

»Passons à l'interview. Voici ce que je voudrais que sache le public.« (GS VII, 622) So kommt Gide »mit einer plötzlichen Wendung der Unterhaltung« (GS IV, 500) auf den eigentlichen Zweck des Interviews. Er hat eine Botschaft an die Öffentlichkeit, eine lancierte Verlautbarung im Gewand eines Mediengesprächs und Walter Benjamin wird Sprachrohr. Indirekt soll dem deutschen Publikum eine Entschuldigung für die Absage seines Vortrages, für den er eigentlich nach Berlin gekommen ist, offeriert werden. ³³ In ihrer Darstellung gewinnt Benjamin die Freiheit der Gestaltung zurück. Für die *D.A.Z.*, deren Schwerpunkt auf der Außenpolitik liegt, gibt der Titel *André Gide und Deutschland* bereits die kulturpolitische Deutung vor, indem der völkerverständigende Impetus »europäische[r] Prägung« (502) fokussiert wird, und Gide als »repräsentativste Erscheinung des geistigen Frankreichs« (501) ein Forum für die deutsch-französische Annäherung geboten wird. In der *LW* dagegen wird die Absage zur Nebensache, vielmehr steht Gides »Verhältnis zur deutschen Sprache« im Mittelpunkt, das ein eigenes Schlaglicht auf die Schnittmengen deutsch-französischer Literatur wirft. Am Beispiel, wie Benjamin Gides Kritik an der eingegengten Sicht eines Maurice Barrès auf nationale Kultur jeweils exemplarisch einbindet, zeigt sich seine journalistische Fertigkeit, den Originalton einem verschobenem Kontext anzupassen und das Argument zu einem erzählbaren Panorama umzuformen.

Bei einer arrangierten Begegnung dieser Art, wird der vorherrschende Stil vorgeblicher Nähe und konventioneller Distanz bis zum Ritual der Abschiedsformel aufrechterhalten. »J'ai eu plaisir, Monsieur Benjamin, à causer avec vous. Tous les trois, nous avons causé des choses bien intéressantes, et j'étais heureux de sentir comme nous réagissions l'un à l'autre.« (GS VII, 623)

Walter Benjamin liefert mit den zwei Versionen des Gesprächs äußerst gültige Beispiele für den performativen Charakter der Medienszene. Sie haben vom Ablauf der Begegnung über die angesprochenen Themen und die Abfassung der Artikel bis zum Veröffentlichungsort ihre jeweils eigene durchkomponierte Dramaturgie.

³² Akademie der Künste, Berlin, Walter Benjamin Archiv, MS 732; für die Hilfe bei der Entzifferung von Benjamins handschriftlichen Notizen danke ich Michael Schwarz und Erdmut Wizisla.

³³ André Gide: *Projet de conférence pour Berlin* (1928). Vgl. Kambas: »Indem wir von uns scheiden, erblicken wir uns selbst« (Anm. 24), S. 150; demnach handelt es sich um ein Vortragskonzept, aus dem einige Punkte in das Gespräch mit Benjamin eingeflossen sind.

4. Gespräche vor Ort (Colette, »Pariser Köpfe«)³⁴

Vor-Ort-Gespräche führen den Journalisten direkt zum Geschehen. Er ist Augenzeuge und authentischer Berichtersteller. Deshalb ist der Ort für ein Medientreffen von außerordentlicher Bedeutung. Gibt er nur bedingt Privates preis, wie ein Hotelzimmer, Büro, eine Künstlergarderobe, oder wird der Journalist bei seinem Gesprächspartner Zuhause als Gast empfangen? Schon in der Niederschrift des Gesprächs mit André Gide spielt Benjamin mit der Vorstellung, ihm »unter seinen Büchern an den Stätten zu begegnen, wo er Großes geplant und durchgeführt hat« (GS IV, 502). Durch den Journalisten wird die private Umgebung öffentlich und ohne angemessenen Respekt wird er schnell zum Eindringling. Andererseits ist das Authentische der realen Anwesenheit vor Ort eine journalistische Qualität der Glaubwürdigkeit. Für Benjamin ist der Ort Teil der Begegnung selbst, für ihn liegt im Ambiente und in der Atmosphäre der Schlüssel zur Persönlichkeit und zum Werk gleichermaßen. Insofern unterscheiden sich die Gespräche, die Walter Benjamin vor Ort führt, von den Interviews, in denen seine Gesprächspartner ihn auf fremdem Terrain empfangen. Wenn der Ort für ein Gespräch das »kräftige ›Hier‹ seiner Schauplätze« (GS II, 638) ist, so ist es der zeitliche Faktor allemal. Die »Evidenz des Hier und Jetzt« bestärkt Benjamin für seine Leser dadurch, dass er stets auch die Dauer eines Gesprächs betont. Damit wird er nicht bloß als Repräsentant eines Mediums empfangen, sondern ist willkommenener Gast und Gesprächspartner, der dieses Gespräch später in einem Artikel für sein Publikum vergegenwärtigt. Zugleich setzt er sich auf diese Weise von der routinierten Form eines Interviews ab.

Interviews, die vor Ort geführt werden, entwickeln leichter einen Gesprächscharakter, den Walter Benjamin zumeist erwartet, ja fast voraussetzt, wenn er seine wichtigen Gesprächspartner aufsucht. Der Anlass braucht keine Aktualität, sehr wohl aber, wie beim Interview, eine Fragestellung, die sich jedoch im Verlauf des Gesprächs unvermittelt oder taktisch geplant verändern kann. Die Frage an die Schriftstellerin Colette ist bereits von der *LW* für eine Artikelserie vorgegeben.³⁵

Colette empfängt Walter Benjamin in ihrer Wohnung in Paris, deren Atmosphäre ihn unverzüglich einnimmt. Er richtet sich auf dem »Divan« neben Colettes »Hündchen« (GS IV, 492) ein und schwingt das Lasso der Gesprächseröffnung.

³⁴ Walter Benjamin: »Soll die Frau am politischen Leben teilnehmen? Dagegen: Die Dichterin Colette« (GS IV, 492); »Pariser Köpfe« (GS VII, 279); »Friedrich Sieburgs Versuch ›Gott in Frankreich?‹« (GS VII, 286); »Pariser Tagebuch« (GS IV, 567).

³⁵ Ab 16.09.1927 bringt die *LW* in unregelmäßigen Abständen die Serie »Die großen Gegensätze unserer Zeit. Eine Reihe Artikel und Interviews in antithetischer Anordnung« (vgl. Anm. 34).

Ich versichere Sie meines Respekts und meiner Sympathie für jenen Kampf auf verlorenem Posten, den sie gegen die Herrschaft – die öffentliche, offizielle Rolle der Frau im Leben der modernen Gesellschaft führt. Und ich versichere sie im Vorhinein der eingeschränkten diplomatischen Bedeutung meiner Einwürfe. Dem scheint sie zu trauen und sie hat Recht. (Ebd.)

Benjamin weiß, Vertrauen für den offenen Austausch muss erst geschaffen werden, bevor er zu gegebener Zeit, mit einnehmender Zurückhaltung oder in der Rolle des »advocatus diaboli« wieder die Führung anmelden kann. In Colette hat er die souveräne Partnerin, die ihn in alle ihre Gedankengänge und Beispiele einbezieht. Im Verlauf ihrer lang zitierten Redepassagen greift Benjamin zu einem stilistischen Mittel, das der Methode der Verfremdung vergleichbar ist. Er unterbricht unvermittelt Colettes Ausführungen mit Kommentaren, die er in Klammern einfügt. Unausgesprochenes, »Überlegungen im stillen« (491) oder einfach die Situation beschreibend, tauchen diese kleinen Anmerkungen wie *à part* gesprochen auf. Fast nebenbei bringt sich der Autor dem Leser als erlebender Gesprächspartner und Vermittler wieder in Erinnerung. Gleichzeitig wird mit dem abrupten Einschnitt eines Perspektivenwechsels der Leser angesprochen, sich dem eigentlichen Ziel der Debatte nicht zu entziehen, in diesem Fall, ob die Frau am politischen Leben teilnehmen soll oder nicht.

Wenn sie [die Frau] die Beine übereinanderschlägt, so wird sie es nicht tun wie Sie eben (ich habe keine Zeit mehr, meine Haltung zu verbessern), sondern sie macht es auf diese Weise (und hier schlägt Frau Colette mit derart resolutem Schwung die Knie übereinander, dass der Rock nicht viel mehr zu sagen hat). (493)

Zum Ende eines Gesprächs greift ein weiteres Ritual, wie es weniger in Interviews, umso häufiger in Gesprächen dieser Art nachvollzogen werden kann, die Abrundung in leichtgängigem *Small Talk*. Aber was den Eindruck einer verplauderten Konversation macht, »Wie lange wohnen Sie schon hier, gnädige Frau?« zeigt, wie Benjamin noch beim Hinausgehen die Schriftstellerin mit ihrer Wohnung im alten Palais Royal »in diesem zentralsten, verstecktesten Winkel der Altstadt« (495) verortet.

Der Reiz von Zwiegesprächen mit öffentlichem Charakter liegt in ihrer Performanz. Jene *Vor-Ort-Gespräche*, die Benjamin in Paris zum Jahreswechsel 1929/1930 führt, atmen diese Aura.³⁶ Den »Pariser Köpfe[n]« als Gesprächspartner kommt eine Sonderstellung zu, weil einige von ihnen zwar nach journalistischem

36 Zu dieser Art von Gesprächen zählt auch jenes mit Jean Ballard, das zu einem Porträt »Les Cahiers du Sud« (GS IV, 483) ausgestaltet wird und ebenfalls jenes mit »François Bernouard. Der Drucker, Verleger und Autor« (545).

Muster befragt werden, jedoch die klare persönliche Motivation unverkennbar ist. Benjamin bemüht sich gezielt um Begegnungen und eine avisierte Veröffentlichung in einer Literaturzeitschrift, öffnet leichter die Türen. Sein eigentliches Ziel ist es, sich als kompetenter Kenner und Vermittler französischer Literatur vor Ort im wahrsten Sinne des Wortes ins Gespräch zu bringen und später in Deutschland von dem Effekt des Authentischen zu profitieren. In einigen seiner literarischen Rundfunkbeiträge beispielsweise zitiert Benjamin diese Gespräche, und die Begegnungen mit den Autoren werden in ihrer Nähe überzeugend dargestellt.³⁷ Man trifft sich in Cafés und Bars, verabredet oder zufällig. Viele dieser Gespräche kommen durch »zufällige[n] Konstellationen« (GS VII, 280) zustande, ihnen fehlt der ritualisierte Charakter eines Mediengesprächs und das Muster eines vorbereiteten Treffens. Anders ist es in den Gesprächen mit Marcel Jouhandeau und Emmanuel Berl (GS IV, 570), die eindeutig als Mediengespräche angelegt sind und im Fall Berls sogar die journalistische Technik als »primitive Methode« der schnellen Vorbereitung, »bevor man einen Unbekannten besucht, eine halbe Stunde seine Schriften [zu] lesen« (573), offenlegen.

Umgekehrt ist das Rundfunkstudio zwar kein privater Ort, dennoch ist der Journalist hier mit allen Gegebenheiten vertraut und empfängt seinen Gesprächspartner als Gast, er vertritt quasi seine Hörer. Walter Benjamin hat ein solches Gespräch 1931 im Frankfurter Sender mit Ernst Rowohlt geführt.³⁸ Für diese halbstündige Unterhaltung, deren aktueller Anlass der »Tag des Buches« ist, sind keinerlei Notizen überliefert, möglicherweise hat es sie nie gegeben. Denn zeitgleich an einer freien und spontanen Entwicklung eines solchen Gesprächs teilhaben zu können, wenn auch indirekt durchs Radio, macht für die Hörer den Reiz aus.³⁹ Benjamin und Rowohlt kennen einander gut, aber ihr persönliches Agieren vor dem Mikrofon, Fragen und Antworten und eine ritualisierte oder gar für die Hörer inszenierte Umgangsform werden wahrscheinlich hörbar, aber eben nicht aufgezeichnet. Allenfalls der Titel des Gesprächs *Vom Manuskript bis zum 100. Tausend* und ein kleiner Ankündigungstext lassen ahnen, worum es in dem Gespräch gegangen sein könnte.

³⁷ Vgl. Anm. 34.

³⁸ »Vom Manuskript bis zum 100. Tausend«, 22.03.1931, Gespräch zwischen Ernst Rowohlt und Walter Benjamin«, in: *Südwestdeutsche Rundfunk-Zeitung* (S.R.Z) 7 (1931) 12, S. 5; Benjamins Gespräche mit Hören am Mikrofon in Rätselsendungen oder einem literarischen Gesellschaftsspiel »Dichter nach Stichworten« zählen ebenfalls zu dieser Kategorie. Vgl. Schiller-Lerg: *Walter Benjamin und der Rundfunk* (Anm. 22), S. 218.

³⁹ Dialoge und Streitgespräche sollten die Lebendigkeit des Rundfunkprogramms befördern. Vgl. Sabine Schiller/Arnulf Kutsch: »Literatur im Rundfunkprogramm. Ein Modellversuch zur Frühgeschichte des literarischen Programms der »Funk-Stunde«, Berlin 1925–1930«, in: Winfried B. Lerg/Rolf Steininger (Hg.): *Rundfunk und Politik 1923–1973*, Berlin (Volker Spiess) 1975, S. 103; Joachim-Felix Leonhard (Hg.): *Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik*, München (dtv) 1997, S. 593–597 u. S. 1205; zu Zwiesgesprächen im Frankfurter Sender vgl. Ernst Schoen an Walter Benjamin (GS II, 1501).

Zweifellos ist das Erfahrungs- und Erkenntnispotenzial, das in all diesen Begegnungen liegt, sehr viel weitreichender als ein augenblicklicher journalistischer Auftrag es zu leisten vermag, das gilt vor allem für die Pariser Gespräche vor Ort. Der persönliche Ertrag liegt einerseits in weiterführenden Impulsen, andererseits in einem perspektivischen Kontakt oder gar einer Zusammenarbeit.⁴⁰

5. Das dialogische Prinzip als Denkmodell

Die Interviews und Gespräche Walter Benjamins sind nicht vergleichbar mit seinen frühen Dialogen⁴¹ oder mit jenen Radiostücken, denen in ihrer Rollenordnung eine eigene Gesprächsdramaturgie zugrunde liegt.⁴² Einzig in den Hörmodellen⁴³ kommt das Gespräch mit seinem unterschiedlichen Ablauf und in seiner Wirkung einer realen und auch nachvollziehbar aktuellen Situation nahe. Ihre Vermittlungsabsicht ist zwar pädagogisch kodiert, aber in ihrer situativen Einbindung der Hörer dem Interview vergleichbar. Auch die strategische Planung, das taktische Verhalten, das in den Modellen durchgespielt wird, spricht für eine Nähe zu den inszenatorischen Ritualen des Interviews. Im medialen Kommunikationsprozess will Benjamin weder den Leser noch den Hörer allein lassen. Dafür findet Benjamin im Rundfunk als Sprecher seiner Texte einen kommunikativen Stil, um diesem Anspruch gerecht zu werden.⁴⁴ Das Interview fordert ihm als Akteur eine andere Art der Inszenierung ab. Er muss in zwei Richtungen und auf zwei Ebenen zeitlich versetzt agieren. Das Ereignis des realen Gesprächs bestimmt sein Verhalten, sein Agieren und Reagieren in der Situation selbst. Später wird es in eine neue gestaltete Wirklichkeit geschrieben. Nur seine ausgewählten Fragen und die »gesiebten« Antworten erreichen die Leser, Benjamin entscheidet über den Grad der Partizipation und die Perspektive seiner Vermittlung. Der berichtende Erzähler bleibt seinem Handwerk treu. (GS II, 447)

Mit Ausnahme des Gesprächs mit André Gide haben diese Interviews bislang kaum Beachtung gefunden, weil ihre vielfältigen thematischen Aspekte oft nicht

40 Laure Bernardi: »Zur französischen Literatur und Kultur«, in: Burkhardt Lindner (Hg.): *Benjamin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart (Metzler) 2006, S. 332.

41 Walter Benjamin: »Dialog über die Religiosität der Gegenwart« (GS II, 16); »Gespräch über die Liebe« (GS VII, 15); »Der Regenbogen. Gespräch über die Phantasie« (19).

42 Ders.: »Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben« (GS IV, 641) sowie Schiller-Lerg: *Walter Benjamin und der Rundfunk* (Anm. 22), S. 229.

43 Walter Benjamin: »Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!« (GS IV, 628); vgl. dazu Schiller-Lerg: *Walter Benjamin und der Rundfunk* (Anm. 22), S. 189. Zu dieser Form nachgestellter Realität gehört auch das Gespräch zwischen dem Theaterautor Wilhelm Speyer und dem Kritiker Walter Benjamin »Rezepte für Komödienschreiber« (GS VII, 610).

44 Vgl. Heinrich Kaulen: »Konversation als Aufklärung«, in: Jäger/Regehy: *Was nie geschrieben wurde, lesen* (Anm. 24), S. 23.

mehr als ein Schlaglicht sind. Dieses Format allerdings verweist damit auf eine eigene Systematik. Denn im performativen Akt des Mediendialogs sind dessen Rituale, Inszenierungen und narrative Strategien ein brauchbares Schema für ein kalkulierbares Wirkpotenzial. Die übliche medientypische Gestaltung eines Interviews ist für Benjamin lediglich ein formales Regelsystem für eine eigene Auslegung. Das dialogische Prinzip wird in seiner journalistisch pragmatischen Grundierung – im Unterschied zu der philosophischen Ausrichtung der frühen Dialoge – zu einem Denkmodell der Anwendung. Die erzählerische Textur überlagert informative Substrate, sie gehen im methodischen Leitmotiv der Partizipation und in der Idee von Vermittlung auf, es bleibt die Aura der Aktualität. Dabei sind Benjamins Interviewfragen auch Ausdruck einer neu ausgelegten populären Form, wie er sie im Zusammenhang mit dem Hörfunk eingefordert hat (GS IV, 671). Aus dem medientheoretischen und performativen Zusammenhang seiner Interviews wäre mit all den zahlreich festgehaltenen, privaten Gesprächen eine Gesprächstheorie Walter Benjamins denkbar auf der Spur des »wahren Gespräch[s]« (366). Gleichmaßen aber wird aus dem Lasso, geschwungen mit dem rhetorisch dialektischen Geschick einer Gesprächseröffnung, das »Sprungseil, das der Gedanke nehmen muss, um ins Reich der Schrift vorzudringen« (GS VI, 202).

Angesichts der überbordenden Banalität heutiger Mediengespräche muss man einmal mehr Walter Benjamins Weitblick rühmen, wenn er in der *Einbahnstraße* schreibt: »Die Freiheit des Gesprächs geht verloren. Wenn früher unter Menschen im Gespräch Eingehen auf den Partner sich von selbst verstand, wird es nun durch die Fragen nach dem Preise seiner Schuhe oder seines Regenschirms ersetzt.« (WuN VIII, 135; GS IV, 98)